

Veilchen-Mieze.

Erzählung von Marietta von Leitow.

Noch vor wenigen Minuten hatte die Sonne ihr lachendes Antlitz gezeigt — nun regte ein Hagelhauser über die im frischesten Grün stehenden Postketteln und Hasenpläge.

An dem schmalen Portal, durch das die Opernmitglieder die Bühne verlassen, stand seit mindestens einer Stunde ein Kind, ein Mädchen von elf bis zwölf Jahren — vielleicht auch etwas älter, das leicht, abgetragene, vielfach geflickte Gewand schützte den zarten, schlanken Körper durchaus nicht vor den Unbilden des Wetters; dafür umgaben zwei starke, goldbraune Zöpfe das feingekörnte Köpfchen.

Um den Hals schlang sich ein Lederriemen, an welchem ein schwarzes Körbchen mit frischen, duftenden Veilchen hing, die auf nassem Moos ruhen — das war Veilchen-Mieze — eines jener armen Geschöpfe der Großstadt, deren sich die Feinheit und die Sahigier bedient, um für sich arbeiten und betteln zu lassen.

Das Kind hatte sich in die Ecke und hinter einen Mauervorsprung geduckt, und nur wenige der auf das Pflaster herabprasselnden Hagelkörner trafen sein bleiches Gesichtchen. Offenbar fühlte die Kleine das gar nicht, denn ihre großen braunen Augen waren mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das kleine Bühnenspersonal gerichtet.

Im Rahmen der Thür erschien eine elegante Dame im bla Sammetkleide, den gleichfarbigen, großen Rembrandthut auf das läppige blauschwarze Haar gedrückt. Sie betrachtete einen Augenblick den Himmel, an dem nun die hellgraue Hagelwolke, golden umsäumt, dahinfegelte. Da schlug ein feines, zitterndes Stimmchen an ihr Ohr.

„Veilchen — süß duftende, frische Veilchen —“

War es der weiche, liebe Klang der Kinderstimme, war es das bleiche Gesicht mit den großen, dunklen Augen — Liane Conetti nahm den aus zehn bis zwölf kleinen Bouquets gebildeten Veilchenstrauß und steckte ihn in den Gürtel aus bronziertem Golde.

Dann öffnete sie ihr schimmerndes Perlmutter-Perlemonnaie und reichte dem Kinde ein blinkendes Dreimarkstück. Doch die Kleine griff nicht danach, Schlaf hing von den mageren Armen herab; dafür hasteten ihre Augen mit dem Ausdruck des höchsten Glückes an Lianens Antlitz.

„Welch feilsame Augen dies Geschöpfchen hat!“ — dachte die Primadonna und ließ das Geldstück in das Körbchen des Kindes gleiten.

Ein geschlossenes Coupe, das an der Ecke der Straße gehalten, fuhr vor. Liane Conetti stieg in den Wagen, nicht ohne wie versteinert dastehenden „Veilchenmiez“ noch einmal freundlich zu und fuhr davon.

„Nachtigall mit den süßen Tönen und dem betörenden Liebreiz der Gestalt! Du hast mich gezaubert, verhebt — gebendet! Ich möchte an alle Bäume meiner Wälder Gedichte zu deinem Preise aufhängen.“

Liane! Liane — ich muß dich mein nennen! Ich wiederhole den Antrag, den ich dir gestern gemacht — werde mein — mein süßes Weib. Liane — ich bete dich an!“

Dies Bittendruck auf starkem, violettem Papier duftete stark nach Garbenien.

Vor ihrem spizenüberwogenen Toiletentische, auf dem tausenderlei Utensilien aus Silber und Elfenbein sich befanden, die eine Dame von Reichtum und gutem Geschmack haben muß, sah Liane Conetti.

Diese Sprache der Leidenschaft — war sie echt — von Herzen kommend? Oder sprach aus diesen Zeilen nur hellobrenndes Strohfleisch, das der nächste Augenblick wieder verlöschen konnte —? Wer sagte es ihr? Sinnend trat Liane aus dem Boudoir in ihr Wohnzimmer und an das Fenster — dort stand gegenüber an der Ecke des Bantgebäudes die kleine „Veilchen-Mieze“ und schauerte mit brennenden Augen zu ihr herauf.

In den letzten Wochen hatte Liane das Kind oft auf diesem Plage gesehen. Sie wußte nicht, daß die Kleine es mehrmals versucht hatte, ihr einen düstigen Frühlingstruß selbst zu bringen. Aber der große Portier schob sie unsanft zur Thür hinaus.

Heute beachtete die Primadonna das Veilchenmädchen nur wenig — sie hatte vor einigen Wochen ein Gastspiel in Nordamerika absolviert — da war sie ihm bezaubert — dem Schreiber des lila Briefes.

Am jenen Abend, sobald sie auftrat, sah er in seiner verfinsterten Loge und hatte nur Augen und Ohren für sie, für ihren Gesang — er verwandelte ihre Garderobe in einen Blumenhort, und heute bot er ihr seine Hand, sein Herz, seinen Namen — er, der elegante Kavaliere, dessen Karte eine neuzugedruckte schmiedete. Sinnennd trat Liane nun flüchtig ein reizendes Chanson fiel ihr ein.

„Ich habe ein kleines Lied erdacht und habe es gesungen die ganze Nacht.“

Die Wasser der Mühle rauschten, Zwei Vögelchen saßen im Lindenbaum, Verbergen den Kopf im weichen Flaum, Und lauschten — und lauschten —“

Durch die Blüschportieren trat ein hochgewachsener, eleganter Mann von mehr als vierzig Jahren — Graf Dimitrew Uujanow. Liane sah ihn nicht und sang mit ihrer wunderbaren Stimme weiter:

„Ich weiß nicht, wer es verrathen hat —“

Der Stiefvater oder das Lindenblatt, Der Nachtwind oder die Meise, — Mein Lied von der Herzengönigin — Heut sang es die junge Müllerin Veilchen — ganz leise.“

„Du meine Herzengönigin!“ — Graf Dimitrew kniete nieder und preßte seine heißen Lippen auf der Diva schmale, zarte Hand. Liane wachte ihn ab und lächelte. Es gibt Geschichter, in denen lachende Himmel sich aufthun, niedliche Kobolde grüßen, wenn die Lippen sich öffnen. Solch ein liebliches Antlitz besaß Liane Conetti.

Sie erhob sich und zog ihn mit empör.

„Ehe ich Ihnen eine Antwort gebe, lieber Graf, kommen Sie einmal hierher an das Fenster! Sehen Sie da unten das Kind? Das kleine, ärmlich gekleidete Mädchen mit dem ovalen, blauen Gesichtchen? Es verkauft Veilchen — bei Tag und auch bei Nacht — vielleicht in dumpfen Spelunken und Schänken, je nachdem es seine ihm Obdach gebende Ziehmutter hinausjaagt, um recht viel Geld zu verdienen.“

„Ich sehe es, meine Theuerste! Doch was hat das Kind —?“

Liane Conetti erwiderte leise:

„Denken Sie sich doch ein Kind mit langen schwarzen Zöpfen — indes noch viel abgerissener, mit nackten Füßen in glühender Sonne und im tiefsten Schnee einherlaufend, bald mit Blumen, bald mit Briefpapier oder Streichhölzern handelnd — und dann nennen Sie dieses Kind — Liane.“

Ein finsterner Schatten flog über das gelbliche Antlitz des Grafen.

„Sie, Liane — Sie —?“ Die Diva nickte.

„Ja — ich! Ich bin aus ganz armer Familie. Mein Vater war Schullehrer auf einem Dorfe — meine gute, väterliche Mutter stiftete für die Leute. Als die Eltern mir plötzlich beide starben, nahm mich eine mitleidige Nachbarin mit in die Residenz — ich habe zuerst auf den Höfen der Häuser zu einer Manuboline gesungen, ehe ein Theaterkapellmeister mich durch Zufall entdeckte.“

Der Graf zupfte, unangenehm berührt, an seinem Schnurrbart.

„Ich muß Ihnen das doch sagen! Was ich bin, verdanke ich mir selbst und meinen Talenten. Ich sehe allein in der Welt und liebe meine Kunst, die mir hohe Ehren und eine lebenslängliche Stellung eingetragen. Ich schäme mich meiner Kindheit und des Andenkens meiner armen Familie nicht.“

Graf Dimitrew hatte seine Haltung wieder gewonnen. Er küßte Lianens Hand.

„Ich halte meinen Antrag aufrecht! Ich kann ohne Sie nicht leben —“

„Es wird mir schwer werden, mich von der Stätte meiner Triumphe trennen zu müssen.“ Liane sagte das lächelnd, doch der Graf sah sie ernst an.

„Trennen? Nicht doch! Sie werden nach wie vor Triumphe feiern —“

„Ich kann doch als Ihre Gattin — als Gräfin Dimitrew Uujanow nicht täglich die Bühne betreten —?“

„Gewiß nicht! Das sollen Sie ja auch gar nicht! Sie werden, meine Angebetete, weiter unter Ihrem Mädchennamen, dem berühmten gewordenen, singen!“

Liane Conetti erleichte bis in die schöngeschweißten Lippen.

„Ah — ich soll Ihren Namen nicht führen und — dennoch singen —?“

Der edle Graf verbeugte sich und lächelte verbindlich.

„Gewiß, meine Theuerste! — Wo von sollten wir leben? Ich selbst besitze kein Vermögen, die kleine Rente, die mein Vetter, der Majoratsbesitzer, mir auswirft, reicht kaum zum Allernötigsten —“

„Also so war es gemeint. Liane überkam ungeheure Bitterkeit. Dieser Mann gedachte aus ihr eine Ernährerin zu machen — nicht die Liebe, nur der Eigennutz war die häßliche Triebfeder seines Handelns — nein! Tausendmal nein! Ohne den egoistischen Berechner auch nur eines Wortes weiter zu würdigen, verließ sie das Zimmer.“

Graf Dimitrew ging, äußerst konsterniert — die zierliche Französin hatte ihm die Antwort gebracht: „Madame lassen dem Herrn Grafen danken.“ Der Verabschiedete biß sich auf die blutleeren Lippen:

„Verdamm! — So nahe meinem Ziele —“

Eine Woche verging. Liane hatte vom Intendanten einen Urlaub er-

halten — aus Gesundheitsrücksichten. In Wahrheit nagte die bittere Enttäuschung und die Tode ihres Daseins an ihr.

Und wieder war die Vorstellung zu Ende. Liane hatte die Garmen gefungen — das übervolle Haus leerte sich, und auch die Diva bereitete sich, aus der dumpfen Garderobe zu kommen. Eine Schaar von Kunstenthusiasten harter am Bühnenportalen ihrer — unter dem Jubel dieser Verehrer bestieg Liane Conetti ihren Wagen. Ein dienstfertiger Junge schlug den Wagenschlag zu. Die Pferde zögten an. Da — ein Schrei — der Weheruf eines Kindes.

Erfürchte stieben auseinander — andere umringen den Wagen.

„Was ist's —?“ ruft entsetzt Liane.

„Ein Kind — ein Mädchen ist unter die Räder gekommen —“

Mit einem Schrei war Liane aus dem Wagen. Schon hatte man die Verunglückte hervorgezogen — zwanzig Hände halfen zugleich — es ist die kleine Veilchenverkäuferin — die „Veilchen-Mieze“.

In unendlichem Mitleid beugt sich Liane über das Kind — da kommt für einen Augenblick Leben in das todtblaue Gesicht der Kleinen.

„Du? — du — Schöne, Süße. Ich habe dich lieb! Ich brachte dir Veilchen — frische Veilchen — für dich allein —“

Dann sinkt der Kopf zurück. Liane blickt die arme „Veilchen-Mieze“ an ihre Brust und bringt sie zum nächsten Arzte; und da sich's herausstellt, daß die Kleine mit nicht schlimmen Kontusionen davon gekommen, so übernimmt sie persönlich die Pflege in ihrer Wohnung.

Nun hat Veilchen-Mieze in Liane Conetti eine treue Freundin und Beschützerin gefunden — und auch Liane weiß, daß ihr in dem Kinde ein Wesen gegeben, das in unendlicher Liebe an ihr hängt.

Es liegen unsichtbare Fäden zwischen den Menschen, ohne daß sie es wissen.

Die alte Industrie der Erde.

In der englischen Grafschaft Norfolk hat sich noch ein Gewerbe erhalten, das gewissermaßen auf eine Vergangenheit von wenigstens zehn Jahrhunderten zurückblicken kann. Es besteht in der Herstellung von steinernen Flintenspäthern, die zwar in Europa längst abgetrieben sind, aber in den wilderen Gegenden von Afrika noch immer ein begehrter Artikel sind und daher für die Ausfuhr dorthin hergerichtet werden. Die Leute, die sich mit diesem Gewerbe abgeben, werden als Flintenspäthermacher bezeichnet, und diese wertwürdige Industrie pflegt sich in der genannten Gegend in denselben Familien zu vererben. Meistens ist die Beschäftigung ziemlich ungesund, da bei dem Spalten der Feuersteine die herumspritzenden Steintheilchen leicht in die Lungen geraten. Ungefähr gefühlt diese Arbeit noch ebenso, wie sie der vorgeschichtliche Mensch während der Steinzeit ausgeübt hat, wenn er seine Messer, Äxte und Hämmer verfertigte. Als Waffen aus Metall eingeführt wurden, wurden die Feuersteine doch noch zum Feuermachen durch Vermittlung von Zunder lange gebraucht, und man findet sie zu diesem Zweck noch heutigen Tages sogar in europäischen Ländern wie in Spanien und Italien. Die Steinflöthinten oder Feuersteinzeuge brachten dann der alten Industrie einen neuen Aufschwung, der erst durch die Erfindung der Perforationsmaschinen unterbrochen wurde. Während des letzten süd-afrikanischen Krieges flossen nach einer Angabe von English Mechanic auch die englischen Truppen noch mit Erzeugnissen dieser uralten Industrie versehen worden sein, indem ihnen nicht weniger als 14,000 Zunderbüchsen als Feuerzeuge mitgegeben wurden — gewiß eins der schlagendsten Beispiele dafür, wie zäh der Mensch an Vorurteilen festhält, die durch Jahrhunderte sich als zuverlässig erwiesen haben, was man von den modernen Feuerzeugen nicht gerade behaupten kann.

Das Wunder des Radiums.

Eine der größten Errungenschaften des letzten Jahrzehnts ist die Entdeckung und die Erforschung des Radiums. Denn die Wirkung der radioaktiven Strahlung ist eine geradezu wunderbare und äußerst mannigfaltige. Hält man ein Präparat Radium im Dunkeln an den menschlichen Hintertopf, so empfindet man einen Lichtschein. Selbst Blinde, bei denen der Sehnerv noch nicht völlig zerstört ist, haben eine Lichtempfindung. Zur Heilung von Hautkrankheiten wird jetzt Radium verwendet. In den radioaktiven Substanzen haben wir ferner das sicherste untrügliche Mittel, um den Diamanten, der unter den Wirkungen der radioaktiven Strahlung in wunderbarer Farbenpracht leuchtet, von seinen Nachahmungen zu unterscheiden. Die radioaktive Substanz, so teuer sie ist, hat selbst in langen Jahren weder eine Abnahme der Energie noch des Gewichtes zu verzeichnen; man schätzt die Lebensdauer des Radiums auf etwa 2600 Jahre, nach Ramsay. Man könnte also, wenn das Radium als solches fortbestände, mit ihm das so lange vergeblich gesuchte Perpetuum mobile erfinden, d. h.

eine Maschine, die ohne Zufuhr von Energie Arbeit leistet. Das Radium (das Wort ist lateinisch, radium = das Strahlende) ist von Herrn und Frau Curie in Paris zuerst wissenschaftlich erforscht. Herr C. ist bei einem Unglücksfall zu Tode gekommen, und die Frau arbeitet auf dem Gebiet des radioaktiven Elements mit allerkanntem Erfolg in ihrem Laboratorium weiter. Leider ist das Radium sehr teuer, denn die chemische Aufbereitung dieses Stoffes aus dem Uranerz ist mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, da 1 Tonne Erz verarbeitet werden muß, um die winzige Menge von einem Gram Radium zu erhalten. Das von dem Berliner Gelehrten Radowald konstruierte Radiotellur ist noch teurer, hiervon würde ein Milligramm etwa 750,000 Dollars kosten; da sich aber das Radiotellur auf Kupferplättchen in äußerst feiner Verteilung niederschlagen läßt, so erhält man schon ganz gute Präparate für 7 bis 10 Dollars. Die Heilkraft der Radioaktivität ist noch nicht genügend erforscht, doch steht fest, daß sie in den Heilquellen von Baden-Baden und anderen heißen Bädern besonders stark ist. Weitere Untersuchungen ergaben, daß die Emanation dicht im Erdboden oder auf hohen Bergen am meisten vorhanden ist, und neuerdings führt man u. a. die oft wunderbar Heilkraft des Höhenklimas auch hierauf mit zurück. Jedenfalls ist durch die Entdeckung des Radiums das Dogma von der Unveränderlichkeit der Elemente umgestoßen, und bisher grundlegende Gesetze der Physik bedürfen der Erneuerung.

Die erste Frauenakademie.

In Paris wird augenblicklich nach der Niederlage der Frau Curie bei der Wahl für die Akademie der Wissenschaften die Gründung einer Frauenakademie ernstlich besprochen. Mehrere hervorragende Franzosen sind warm für diesen Plan eingetreten, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß demnächst eine Akademie der Wissenschaften gegründet wird. Der Gedanke erscheint völlig neuartig, wird die zukünftige Pariser Frauenakademie sich nicht rühmen können, die erste ihrer Art zu sein. Schon vor mehr als 120 Jahren gab es eine Frauenakademie, und zwar in Madrid. Diese Akademie wurde 1789 gegründet. Sie sollte nach dem Wunsch ihres Stifteres, des Königs Karl IV. von Spanien, allerdings nur solche Gegenstände behandeln, die das weibliche Geschlecht veredelte und dem Staate gute Weiber, treffliche Mütter und edle Bürgerinnen beschere. Die Stiftung dieser ersten Frauenakademie machte im ganzen gebildeten Europa großes Aufsehen. Ein deutsches Blatt, die in Stuttgart erscheinende Vaterlandsschrift, schrieb dazu am 13. März 1789: „Bald werden die Weiber unter sich eine Gelehrtenrepublik errichten, ob sie gleich Klopffuß davon ausschloß. Ganz Europa wimmelt derzeit von gelehrten Weibern. In Portugal ist der erste Dichterkopf — ein Weib; in Spanien haben Weiber eine gelehrte Gesellschaft errichtet; in Frankreich ist's Hochton unter den Damen, in den Versammlungen über Größenlehre, Metaphysik, Naturlehre, Staatskunst, Geschichte, schöne Wissenschaften zu sprechen; in England sind Weiber im Besitz des Romanisirens; in Rußland präsidiert eine Dame in der Akademie; — und in Deutschland! — gibt's derzeit 50 Schriftstellerinnen und darunter 20 Dichterinnen. Was soll das alles werden? Will Deutschlands Riesengigant an der Kunst liegen, indes die deutschen Dampfen mit seiner Keule spielen?“

Tränen löschen jede Schuld.

Von jeher ist es im ganzen Lande bekannt, wie furchtbar schwer es dem Kaiser Franz Josef fällt, ein Todesurteil zu unterzeichnen: oft wird erzählt, wie er einst in schmerzlichen Sinnen über solch verhängnisvollem Schriftstück saß, endlich die Feder ergriff und widerwillig seinen Namen darunter setzte; im selben Augenblick aber löste sich eine Träne von seinen Wimpern und rollte langsam über das Geschriebene. Da faltete der Kaiser das Papier zusammen und gab es dem Sekretär mit den Worten zurück: „Tränen löschen jede Schuld. Ich kann das Urteil nicht unterschreiben. Sehen Sie, mein Name ist verwischt. Die Schrift hat somit keine Kraft; ich schenke dem Verurteilten das Leben.“ Dies ist ein Zug, welchen Alio mit leuchtendem Griffel auf die ehernen Tafeln der Weltgeschichte verzeichnet.

In der Wuth.

Ein deutscher Kaufmann schreibt einem Schuldner in Wien einen derben Mahnbrief und schließt mit der starken Zumuthung:

„Wollen Sie mir umgehend die Adresse eines dortigen Anwaltes mittheilen, durch den ich Sie verklagen kann.“

Scherzfrage.

Was ist ein Karpfischer? Antwort: Das ist Einer, der die Menschen kennt und behandelt — aber nicht die Krankheiten.

Humoristisches

Ueberegang.

Richter: „Warum haben Sie dem Kläger im Wirthshaus plötzlich eine Schreibe gegeben?“

Angelagter: „Damit wir auf ein anderes Thema gekommen sind.“

Empfindlich.

Ede: „Heut' morgen hab' id 'n Portmonäse jefunden.“

Lude: „Hast es abjefeben?“

Ede: „Ne — der Verlierer hat 'ne Belohnung ausjefetzt, und der verlehre meinen Stolz.“

Arter Wink.

Antsbvorstand: „Wie bringen wir es dem Rath Müller bei, daß er um seine Pensionirung eintommen soll?“

Secretär: „Legen wir ihm eine Karte auf den Schreibtisch: Schlaf zu Hause!“

Immer im Beruf.

Heirathsvermittler: „Die Dame, die ich Ihnen vorjchlagen möchte, ist ja nicht mehr jung — aber sie hat Humor.“

Wipplattredakteur: „Mag sein — aber was thu' ich mit 'nem alten Wig?“

Aus der Instruktionsstunde.

„Womit pußt Du Dein Gewehr, Muteiler Kaspel?“

„Mit Werg, Herr Unteroffizier.“

„Gut! Wenn Du nun aber kein Werg mehr hast, Müller, womit pußt Du Dein Gewehr dann?“

„Mit 'nem Lappen.“

„Wenn Du nun auch keinen Lappen mehr hast, womit pußt Du dann, Muteiler Hahnenmehl?“

Keine Antwort. „Wer weiß es?“ (Niemand weiß es). Unteroffizier: „Seid Ihre denn nun alle mit 'm Dummbeutel geklopft! Ihr habt doch immer noch ein bißchen Werg!“

Meine Freuden.

„Na, hat Ihnen das Christkind zu Weihnachten etwas Schönes beschert?“

„Danke, ich bin zufrieden, mein Freund hat mir ein Buch zurückgebracht, das er vor langer Zeit borgte, mein silbernes Taschmesser fand ich in einer alten Hofe, und meine Tante ist krank und wird mich nicht besuchen.“

Die Cur.

„Also befolgen Sie genau meine Rathschläge und merken Sie sich: nicht mehr als eine Cigarette am Tag und diese nach dem Essen.“

Einige Tage später: „Nun, wie bekommt Ihnen die Cur?“

Patient: „O sehr gut. Aber wissen Sie, nach der Cigarette nach dem Essen wird mir immer schlecht, ich habe nämlich bisher nie geraucht.“

Zweifel.

Der Verwalter sagt, i bin a Faulpelz, mei' Frau sagt, i bin a Saufbruder, der Wirth sagt, i bin a Kaufbold, und i sag, ich bin a guter Kerl! Jetzt wann i nur wüßt, wer recht hat!

Der letzte Wunsch.

Gerichtspräsident (zu dem eben zum Tode Verurtheilten): „Sie haben noch das gefehlende Recht, einen letzten Wunsch auszusprechen. Ist es itgend angängig, wird er Ihnen erfüllt werden.“

Delinquent (Friseur): „Ich möchte gerne noch einmal den Herrn Staatsanwalt rasiren!“

Steigerung.

Lissi: „Warum hast Du Dich eigentlich mit Martha überworfen?“

Frieda: „Sie hat die unglücklichsten Dinge über mich erzählt; erst sagte sie, ich sei falsch und schlecht; und als sie dann gar behauptet hat, ich ließe meine Kleider von einer ganz billigen Hauschneiderin nähen, habe ich ihr einfach die Freundschaft gekündigt.“

Sarcastische Reuezeit.

(Druckfehler.)

Gestern Abend fiel vom höchsten Münsterthurm ein averthalb Zentner schwerer Sandsteinblock herunter und bi' h einem Passanten den rechten Arm ab.

Ein gutes Kind.

„Nicht wahr, Mama, ich bin doch ein gutes Kind? Kein Mädchen bleibt dir länger als vier Wochen — und ich hab's schon 10 Jahre bei dir ausgehalten.“

Abweitung.

„Ihre Beiderzung um unseren Posten ist ohne Aussicht, da Sie, wie wir erfahren, meistens benebelt sind.“

Eine feine Familie.

„Ich verstehe nicht, Frau Nachbarin, daß Sie bei Ihren Besuchen immer Ihren Kleinen mitnehmen. Das ist doch sehr lästig!“

„Aber ganz nützlich! ... Sie glauben gar nicht, was für brauchbare Dinge der Junge mit heimtschleppt!“

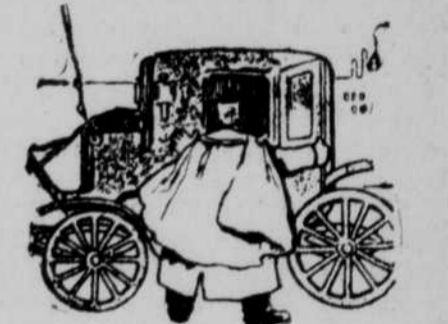
Eingegangen.



Schulz und Knolle wollten sparen, Kisten gratis Broschüre fahren.



Als man ausstieg, schwindelt Knolle, Daß sein Freund noch weiter wolle



Und hat räntevol verschwiegen, Daß der gleichfalls ausgehtigen. Leer das Rest . . . Ein Bild zum Malen!



Jeder muß mal „Leer“-Geld zahlen.

Die langen Beine.



„Ach, möchten Sie nicht, bitte, die Beine etwas strecken, damit ich Ihre Rinn besser mit Wasser waschen kann —“



O, danke sehr, es genügt!“



„Zum Teufel, ich muß eben auf einen Hund gestochen sein; ist denn der bißig?“



„Wenn er in Wuth ist . . .“

Gewinnlich.

Das Straßenpflaster wird aufgerissen. Ein Arbeiter hält mit beiden Händen einen spitzen Eisenstab, den der andere mit wuchtigen Schlägen in das Pflaster treibt. „Auqust“, sagt der erste, „nimme Dich etwas in acht. Ich habe heut meinen Sonntagshut auf.“ Darauf meint der andere: „Weißt Du, nimme ihn lieber ab. Ich habe heut einen unsicheren Schlag.“